Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 16

Artikel: Wanderung im Zürcher Unterland
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671107

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 6151 BRB 3. 10. 39 Freienstein-Rorbas Photo Willy Haller, Zürich

Wanderung im Zürcher Unterland

Von Ernst Eschmann

Es gibt Menschen, sie sind still und machen nicht viel von sich reden. Sie stellen sich nicht heraus und wecken keine großen Erwartungen. Aber siehe da: wenn man ihnen auf den Zahn fühlt, kommen die prächtigsten Dinge zum Vorschein, und wenn man sie am rechten Ende zu nehmen weiß, werden sie gesprächig und sind kurzweiliger als mancher Allerweltsplauderer.

Und gerade so, wie mir scheint, hat es die Gegend des Zürcher Unterlandes. Sie läßt die Leute an sich herankommen. Sie lockt nicht, aber wer sie besucht, wird prächtig bewirtet.

An einem Ferien-Sommernachmittag habe ich die Strecke zwischen Glattfelden und Wülflingen bei Winterthur unter die Füße genommen. Ich sehe, daß manche stutzen und einwerfen: Da kenne ich doch ganz andere Striche, die des Schweißes des Wanderers wert sind! Und ich erwidere: Je länger je mehr sind mir die stillen Winkel und Wege zum Bedürfnis geworden, und gerade, weil sie nicht viel versprechen, warten sie mit Überraschungen auf, die man dankbar und beglückt hinnimmt. Es braucht wohl ein Auge, das sie entdeckt und schätzt, ein Herz, das schöne Dinge in sie hineinspinnt und Melodien hört, die nicht in eines jeden Ohr dringen.

So ist es Gottfried Keller mit Glattfelden gegangen. Man lese in den Jugendkapiteln des Grünen Heinrich nach, wie er die Wiesen und Wälder, die wogenden Felder und den spiegelnden Lauf der Glatt besungen hat. Was haben seine Augen, die „lieben Fensterlein", geschaut,

wie hat er das Geschaute in ein schöneres, in ein höheres Dasein gerückt, und eine Welt hat er vor uns hingezaubert, in deren Wirklichkeit Lichter zünden, die dem unscheinbarsten Winkel etwas Besonderes geben.

Jeder Wanderer muß etwas von diesem innern Feuer mitbringen. Dann macht er überall die Erfahrung Eichendorffs, ein Lied schlafe auf allen Wegen, und wer das Zauberwort treffe, für den hebe die Welt zu klingen an.

Sie war mir an diesem schönen Wandertag gewogen. Und sie spielte Verstecken mit mir. Mit allen hält sie's seit Wochen gleich. Alle Wegweiser sind verschwunden. Man muß sich selber zurechtfinden. Wenn man keine zuverlässige Karte bei sich trägt, die alle Abkürzungen und Distanzen kennt, ist man auf den guten Rat derer angewiesen, die einem zufällig begegnen oder vor den Häusern und in den Äckern stehen. Ähnlich mag es gewesen sein vor fünfzig und hundert Jahren. Da zog man auch einsam von Dorf zu Dorf, und stundenlang war man seinen eigenen Gedanken überlassen. Man braucht keinem Begleiter Antwort zu geben. Mit um so größerer Freude widmet man sich jedem Haus, jedem Wald und jedem Wölklein. Man setzt sich mit jedem Baum, mit jedem wogenden Kornfeld auseinander, und jedes führt seine eigene Sprache. Man lauscht den mannigfaltigen Lauten der Natur, dem Rauschen der Wipfel, einem rufenden Tiere im Stall, dem Geplauder des Baches zur Seite wie dem Tirilieren der Vögel. Es schert dich kaum, wenn ein moderner Bauer auf seinem Traktor an dir vorüberpoltert, ein Lastwagen dich einholt oder ein eiliger Kaufmann auf seiner Kundenreise dich mitleidig betrachtet, als wärst du ein Handwerksbursche der guten alten Zeit. Mag er denken, was er will! Mein Ziel ist nicht ein vollgekritzeltes Kundenheft mit guten Bestellungen, sondern ein freier und froher Sinn, blauer Himmel und die Abwechslung von Tälern und Hügeln, von Dörfern und vergessenen Höfen, in denen viele Geheimnisse verborgen liegen.

Gleich nach der Station Glattfelden tauchte ich in die vielsagende Stille des Unterlandes. Nordwärts ahnte ich den Rhein und das Städtchen Eglisau. Aber sie blieben verborgen. Breite Straßen kreuzten sich, aber wie stumme Bänder liegen sie da und schrecken nur auf, wenn nach entschlafenen Viertelstunden ein Wagen auf dem Asphalt daherkommt und hinter den Tannen verschwindet. Es geht einem Bergpasse zu. Freilich, er strengt nicht an mit Kehren und beträchtlicher Steigung. Er führt einen sachten Hang hinan, an dem die Lindenbäume blühen, und jung und alt ist dabei, von niedern und hohen Leitern aus die Blüten zu pflücken.

Doch mitten in diesem friedlichen Beginnen überfällt mich der Krieg. Und plötzlich werde ich mir bewußt: nicht weit ist die Grenze, und es gilt, sich vorzusehen, wer von drüben kommt.

Streit, Maschinengewehrfeuer, Kanonendonner, explodierende Bomben! Was sind das für Gedanken mitten in der Natur, die nichts von solchen Schrecken weiß, die nur wachsen und blühen kennt, Sommer und Winter. Wenn sie mit sich selber uneins wird, kann sie wohl auch wüten und toben, aber es dauert nur eine kurze Weile, und die Sonne bricht wieder hervor, und vom erquickenden Regen dampfen die Gärten und Felder. Keine Stätten mit aufgewühlten Kratern bleiben zurück, keine Tränen von Millionen Unglücklicher, keine Meere, in denen ganze Flotten versunken sind.

Trübselige Überlegungen hemmen meinen Wanderschritt. Ein schwarzer Schatten huscht über die Straße. Doch plötzlich ist er wie weggeblasen. Denn von der Wagenbreche aus bin ich schon herniedergestiegen und habe die andere Seite des Passes gewonnen. Ein Stück Rhein schimmert in einem kleinen See herauf, über ihm hat sich ein Bauerndörfchen angesiedelt. Kaum ist es durch das Grün der Baumgärten zu erkennen: Teufen. Der schwarze Irchel buckelt sich empor und zeigt seinen breiten Rücken. Herrliche Reben liegen an der Sonne und etwas tiefer tößwärts das Schloß. Was so ein Szeneriewechsel in der Landschaft ausmacht! Man ist innerlich selber wie ausgewechselt. Der schöne neue Ausblick weckt Hoffnungen. Die Straße zieht talab. Wie beschwingt folgt ihr der Fuß. Und wenn sie sich auch dehnt und dehnt und immer neue Strecken vor sich hinlegt, man wird nicht ungeduldig. Denn immer näher rücken unten am Wasserlauf der Töß die Doppeldörfer Rorbas-Freienstein, und drüben, wo der Irchel abfällt, winken neue Höhen her-

über, und eine Straße am Hange ruft mir von weitem: so in einer Stunde oder auch etwas früher wirst du bei mir sein. Dann geh ich mit dir durch ein abseitiges Hochtälchen, ohne Häuser und Hütten, und hinter den Bäumen wirst du in ein Dörfchen kommen, das die große Welt nicht kennt, von dem sie kaum den Namen weiß.

In Rorbas und Freienstein hat die Industrie Einzug gehalten. Aber sie hat die Landwirtschaft nicht zu verdrängen vermocht. Friedlich gehen sie nebeneinander her, der Bauer und der Fabrikarbeiter. Der eine hat die Sense geschultert, der andere strebt dem Maschinensaal zu, wo die Räder summen.

Auf aussichtsreicher Höhe steht die Kirche mit ihrem Käsbissenturm. Sie dient beiden Dörfern. Daneben erhebt sich das Pfarrhaus. Kinder spielen. Schön und erhaben liegt der Gottesgarten in der Nähe eines rauschenden Baches.

Mir ist, er berichte mir seltsame Mär! Und wirklich, ein furchtbares Schicksal fällt mir ein, von dem ich unlängst gelesen. Es war im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts. Da war die Gemeinde an einem Sonntag in der Kirche versammelt. Die Glocken waren verstummt, aber kein Pfarrer erschien. Unter den Neugläubigen genoß er große Ehren. Johann Kaspar Maurer, ein Zürcher Stadtbürger „von gutem Geschlecht", waltete schon seit 35 Jahren hier seines Amtes und wurde als „treu-eifriger" Seelsorger geschätzt. Ein Büchlein von ihm war weitum in der zürcherischen Jugend zu Stadt und Land verbreitet. In einfachen Versen wurde ihr darin die christliche Lehre vermittelt.

Und jetzt, wo blieb ihr Pfarrer?

Man wartete und wartete.

Zuletzt ging man hinüber und öffnete das Pfarrhaus mit Gewalt. Ein grausamer Anblick wurde den Eindringlingen zuteil. Sie fanden ihren Pfarrer im Blute, von Mörderhand furchtbar zugerichtet, seine Schwester lag in der Stube, die Magd in der Küche. Was war geschehen? Niemand wußte des Rätsels Lösung. Die Untersuchung kam zu keinem Ende. Nur eines wurde offenbar: schon am Donnerstag mußte die Greueltat verübt worden sein. Vermutungen wurden laut. Verhaftungen wurden vorgenommen. Der Sigrist Jakob Merki und sein Sohn wurden aufs Rathaus nach Zürich gebracht. Aber Beweise fehlten. Die beiden mußten wieder der Haft entlassen werden.

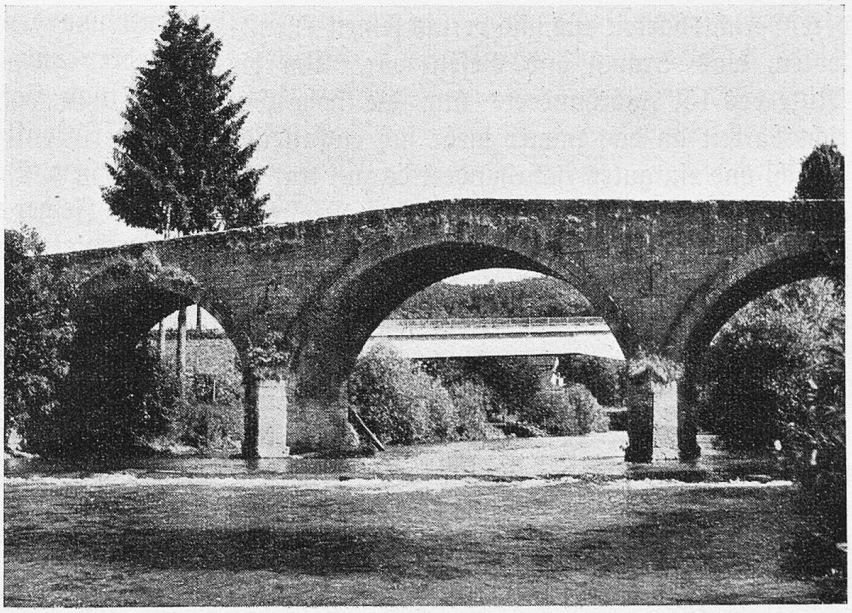
Jahre vergingen.

Jahrzehnte!

Da traf nach 34 Jahren seltsame Kunde aus Holland ein; der Neffe des Ermordeten hatte als Soldat in holländischen Diensten dem Feldprediger bekannt, was er getan hatte. Da er selber dem Tode nahe war, drückte ihn das Gewissen. Dann starb er, eine halbe Stunde, nachdem er sich Erleichterung geschafft hatte.

Und was hatte ihn seinerzeit bewogen, ein so blutiges Werk zu tun? Der Getötete hatte seinen Bruder, der sich wieder dem alten Glauben zugewandt, enterbt. Da hatte der Bub Rache geübt für den Vater.

Ein Alp wich von den Leuten zu Rorbas und Freienstein. Sie konnten nie vergessen, wie ihr geliebter Seelsorger hatte von der Erde gehen müssen. Heute noch denken sie an die ruchlose Tat. Und der Sigrist geht nach altem Brauch immer noch, ehe der Gottesdienst am Sonntag beginnt,



Alte und neue Tößbrücke, Freienstein-Rorbas Photo Willy Haller, Zürich
Nr. 6151 BRB 3. 10. 39

ins Pfarrhaus hinüber, „um nach dem Pfarrer zu sehen".

Das Antlitz jeder Landschaft trägt überall gar verschiedenartige Züge. Denn Vergangenheit und Gegenwart sind verschwistert und haben ein Ganzes geschaffen, das nicht immer leicht zu entziffern und auseinanderzuhalten ist. Namen, Ortsbezeichnungen geben oft Hinweise, und zerfallene Mauern deuten an, daß an ihrer Stelle einst stolze Burgen und Schlösser gestanden haben. So ist hier in Rorbas wie am Unterlauf der Töß manches geschehen. Das Wort Rorbas weist auf Rohr, Ried und Sumpf. Schilfrohr wuchs, wo heute die fruchtbaren Äcker stehen. Auf die alte Riedgegend deutet der heute noch lebendige Geschlechtsname Riediker. Elisabeth Riedickerin hieß die Magd, die mit dem Pfarrherr Maurer ein so tragisches Ende genommen hatte.

Der schöne Hügel über der Kirche ist der „Burstel", das heißt Burgstal. Von der alten Veste ist nur der Name geblieben. Am nördlichen Flußufer sind die Zeugen machtvoller Herrschaft sichtbarer geblieben. Das Schloß Teufen ist jetzt noch ein währschafter Gutsbesitz. Auch die von Freienstein zählten zum hohen Adel. Doch die Zürcher waren diesen mit reichen Machtbefugnissen ausgestatteten Freiherren nicht hold. Aber es dauerte noch gute Weile, bis ihnen die Ländereien hier herum zufielen. Vorerst belehnten die Herzöge von Oesterreich die Edeln zum Thor mit diesen Gütern. Zweimal im Jahr wurde der „Herr" festlich empfangen. „Unter der Linde" übte er die niedere Gerichtsbarkeit aus und verlas seinen Dienstleuten, was Brauch und Gesetz war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts kam die hohe Gerichtsbarkeit an das immer mehr sich entfaltende Zürich, und ein gutes Jahrhundert darauf trat die adelige Familie der von Meiß hier ihr Regiment an und gebot und richtete über zwei Jahrhunderte hin. Die Gerichtsgewalt der Junker begegnete manchem Widerstand. Denn die gestrengen Herren waren eifrig auf ihr Recht und die Mehrung ihrer Güter bedacht. Es gab Klagen und Streitigkeiten. Ein Herd von Unzufriedenheiten war geschaffen. Als die Parole der Franzosen: Freiheit und Gleichheit! erscholl und über alle Grenzen getragen wurde, rührte sich auch das Völklein an der untern Töß. Aber zuerst galt es, die Heimat vor den Händeln zu bewahren, die die Franzosen und Oesterreicher vor die Marken unseres Landes trugen. Der vielgerühmte Oberst Salomon Landolt und sein Schwager, der Gerichtsherr zu Teufen, Hans Meier, sammelten rund tausend Mann. Beide feindlichen Heere waren bereits auf Schweizergebiet gedrungen und überzogen gar die innern Kantone mit Krieg. Die Tößlinie war gefährdet. Mein Gewährsmann berichtet: „Am 27. Mai — 1798 —, abends halb sechs Uhr, zogen einige hundert Oesterreicher von Dättlikon nach Freienstein; die Franzosen auf der Hardrüti zählten 500 Mann. Sogleich hob das Schießen an, bald mußten die Franzosen weichen, die Nacht bereitete dem Gefecht ein Ende. Morgens acht Uhr begann das Schießen aufs neue. „Kreuz und quer stürmten die Franzosen vom Dettenberg und von der Wagenbreche", von allen Seiten auf die Oesterreicher, so daß jetzt diese weichen mußten. Sie rafften sich auf und zwangen aufs neue die Franzosen zum Rückzug. So ging's hin und her, und jede Partei war den Tag hindurch dreimal Herr der Gemeinde. „So lautet der Bericht im Dorfprotokoll." Bis halb zehn Uhr abends wurde gekämpft, besonders heftig um den Steg über die Töß zwischen Rorbas und Freienstein. Die Einwohner „voll Angst und Schrecken" hielten sich in den Kellern auf und fürchteten, unter den Trümmern ihrer brennenden Häuser begraben zu werden."

Wie modern muten diese Schilderungen an! Nicht weit sind wir von ähnlichen Ereignissen entfernt, und das Entsetzen sitzt uns noch in allen Gliedern und die furchtbare Aussicht, plötzlich Haus und Hof verlassen zu müssen, in eine unsichere Zukunft hinaus. Ich befand mich also auf historischem Boden. Die lachenden, so wohl bestellten Felder und Äcker, die eine gute Korn- und Kartoffelernte versprachen, schienen sich an diese traurigen Zeiten nicht mehr zu erinnern. Wahrlich, eine neue Epoche war heraufgekommen. Die Junker waren verschwunden, und Industrie hatte sich zu beiden Seiten der Töß angesiedelt. Fabrikgebäude pflanzten sich mitten in die üppigsten Baumgärten.

Und nun schlug ich die umgekehrte Richtung ein, aus der der Haufe Oesterreicher gekommen war. Über die alte Brücke, mit dem Blick auf die

neue, zog ich nach Freienstein hinüber und aufwärts, den Hängen des Irchels entlang. Weiter und freier wird die Sicht. Wälder decken die Hügel zu. Nun führt mich der Weg in ein Hochtälchen. So ruhig und friedlich liegt es da, daß man ihm gar nicht glauben will, daß es einst Krieg gesehen und Geschrei wilder Horden von Hang zu Hang geworfen wurde. Die Äcker wogen im Winde. Ganz oben steht ein einsames Haus. Ein Hund bellt. Er hat den fremden Wanderer aufgestöbert. Ein ungewohnter Gast mag er ihm sein. Wer kommt da durch? An Werktagen erst recht niemand, und am Sonntag kaum ein Einheimischer. Die Bauern sonnen sich vor ihrem Haus und ruhen aus von den Strapazen der Woche.

Nr. 6151 BRB 3. 10. 39 Schloß Teufen Photo Willy Haller, Zürich

Wie eine gewisse Höhe gewonnen ist, zieht sich der Weg eben hin. Die Augen wandern voraus, und die Gedanken fliegen fort. Nichts ist, das ihre krausen Sprünge stört. Höchstens die Hitze, die vom Zenit des Sommers zeugt. Wolken segeln über mir und ballen sich. Führen sie am Ende noch etwas Böses im Schild?

Das Herz will mir stocken; denn ich habe erfahren, daß vor wenig Tagen Sturm, Regen und Hagel im Weinland, mehr ostwärts, gar übel gehaust haben. Zentnerweise wurden reife, schwarze Kirschen von den Bäumen geschlagen, Frucht wurde zu Boden gepreßt und zerhackt, und furchtbar haben die Reben gelitten, die eine so herrliche Blütenzeit hinter sich hatten. Mühselige Arbeit ist umsonst gewesen. Wie hat der Rücken der Frauen und Männer geschmerzt! Wie haben sie gehofft und einen herrlichen Herbst vorausgesehen! Und ein schlimmer Abend hat alles zunichte gemacht. Wer kann's dem Bauer verargen, wenn er den Himmel nicht mehr versteht, der bald klarblau herniederleuchtet und nachts voller Sterne, unversehens aber als entfesselter Wildling tobt und Unheil sät, wie's ihm die Laune just eingibt.

Ein Bächlein murmelt. Kinder kommen aus der Schule. Das nächste Dorf kann nicht mehr weit sein. Nur eine First guckt hervor, ein verlassener Heuschober. Nein, das ist noch nicht Dättlikon! Der Schweiß rinnt mir von der Stirne. Schwüle lastet ringsum. Jedes Lüftchen vom Irchel her ist willkommen. Wie köstlich mag es dort oben sein, unter den Tannen! Stundenweit der dunkle Wald, Schatten und Schatten und zuvorderst dann die prächtige Warte der Hochwacht. Und ein anderer Wandertag fällt mir ein. Vor Jahren war's. Die Tour über jene Kuppen und hinunter an den Rhein.

Da hab' ich mein vorläufiges Ziel erreicht.

Dättlikon ist ein hübsches, bescheidenes Bauerndorf. Zum erstenmal betrete ich es. Es liegt auf der Höhe, am Hang. Ein Sprung, und man ist schon unten im Tal. Die Töß hat Arbeit. Sie treibt eine große Fabrik. Da berührt es beglückend, in einer Zeit drohender Beschäftigungslosigkeit, von einem jungen Maschinenmeister zu hören: Wir wissen nicht wo wehren. Wir werken in zwei Schichten. Mein Dienst dauert von morgens fünf Uhr bis mittags um zwei, und die Ablösung führt ihn weiter bis nachts um zehn. Stoff für die Soldaten wird gemacht. Arbeitskleider und Uniformen aller Art müssen bereitgestellt werden.

Der Krieg schafft immer noch Notwendigkeiten.

Und der Frieden? Wird er die Räder ruhen lassen?

Von Dättlikon führt ein kurzweiliger, geradezu herrlicher Weg dem Hange entlang. Man schaut ins Tal, über die breite Sohle und nach Pfungen hinüber. Aus einem einfachen Bauerndorf ist ein bedeutsamer Industrieort geworden. Fabriken haben sich angesiedelt. Viel neue Häuser sind aus dem Boden gewachsen. Bis hoch aus dem Wald gucken die Siedelungen, Reihenkolonien und schmucke Einzelsitze. Das muß man sich einmal aus der Nähe ansehen. Doch wie kommt man hinüber?

Ich zöge der moderneren, bequemeren Brücke den „blinden Steg" vor, der gen Embrach führt. Was für ein seltsamer Name!

Natürlich hängt wieder eine Geschichte daran. Eine recht traurige.

Sie klagt die grausame „gute alte Zeit" an. Sie erzählt vom unglücklichen Pfarrer von Lufingen, von Hans Rebmann. Er stammte aus dem Kanton Thurgau. Als rühriger, tüchtiger Bursche hatte er in Konstanz und Straßburg seine Studien gemacht. Dann hatte er in Elsaß-Zabern und im badischen Klettgau als Helfer gepredigt, „aber nicht auf päpstische, sondern auf evangelische Weise". Es war um die Zeit des Glaubensstreites.

Graf Rudolf von Sulz saß auf der Veste Küssenberg unweit Zurzach. Er führte ein strenges Regiment und knechtete weitum seine Bauern. Vom neuen Evangelium wollte er nichts wissen. Da kündeten ihm seine Leute den Gehorsam und waren entschlossen, mit Waffengewalt sich freie Übung des Glaubens zu verschaffen. Ein Häuflein Krieger rottete sich zusammen. Hans Wegmann zog von Waldshut aus als Prädikant mit ihnen. Aber auch der mächtige Gewalthaber von Küssenberg rüstete. Es kam zum Kampf. Die Bauern mußten der Übermacht weichen. Furchtbare Rache wurde an den Gefangenen geübt. Auch der junge Geistliche gehörte zu ihnen. Nach der Chronik war's am Sonntag vor dem St. Martinstag Anno 1525. Rebmann hatte die Nacht im schaurigen Burgverließ der Veste Küssenberg verbracht. Am andern Morgen folgte das Verhör. Die Richter verlangten, daß er den evangelischen Glauben aufgebe. Rebmann wehrte sich. Da wurde er auf ein Brett gelegt, und die Folter begann. „Hände und Füße wurden dem Hülflosen gebunden, ein Seil ihm in den Mund gesteckt und ihm mit einem eisernen Instrument, gleich einem Salblöffel, wie es die Schärer brauchen, beide Augen aus dem Kopf gerissen. Noch hatte seine Marter kein Ende. Auf dem kalten Estrich des Schlosses ward er ans offene Fenster gesetzt und schutzlos dem Regen und Schnee preisgegeben. Immer noch war der Haß seiner Peiniger nicht gekühlt. In die Augenhöhlen stopften sie ihm „Abschwingeten und Risten", Hanfstengel und spotteten seiner."

Das war der Auftakt zu grausamen Irrfahrten. Der Geblendete ward — erst 26 Jahre alt — von Ort zu Ort getrieben, kam nach Konstanz, wo er einst frohe Monate verbracht hatte, dann auch nach Zürich. Hier wurde er freundlich aufgenommen. Der Rat vermittelte ihm die Pfarrei der kleinen Gemeinde Lufingen bei Kloten. Hier wirkte er noch 31 Jahre als Seelsorger. Ohne das Licht der Augen lag er seinen pfarrherrlichen Pflichten ob und wirkte auch kräftig über die Gemarkung seiner Gemeinde hinaus. Mit unablässigem Eifer trat er dafür ein, daß zwischen Embrach und Dättlikon ein Steg erstellt wurde. Der Bemitleidenswerte mußte auch jenseits der Töß zu tun haben. Diesen Übergang nannte man Rebmann zu Ehren den „blinden Steg". In Gewitterzeiten, wenn die Wasser des Flusses gefährlich anschwollen, haben sie die Stützen und Balken oft mitgerissen. Aber immer wieder erstand der „blinde Steg". Noch heute verbindet er die Ufer, die just in seiner nächsten Umgebung sich recht romantisch gebärden.

Solche historischen Reminiszenzen wollen nicht recht zu einer so freundlichen Gegend passen. Man muß sie gewaltsam hinter sich werfen und sich den lachenden Hängen zuwenden, wo der Wartgütler wächst. Die Reben sind im besten Stand. Man arbeitet darin. Eine prächtige Besitzung ist es, dieses Wartgut. Nach allen Regeln der Kunst wird hier Landwirtschaft getrieben. Die südliche Lage ist den Wiesen und Äckern gewogen, und in guten Jahren dürften alle Vorratsräume und Fässer sich füllen.

Sachte nähert sich der Weg dem Tal. Und wie ich die Niederung erreicht habe, guckt auch schon der Kirchturm von Neftenbach hervor. Von den Bauern hier herum weiß man, daß sie stolz darauf sind, einen guten Wein zu bauen. Sie sind

noch ganz und in allen Teilen dem Lande verhaftet, gar nicht, als ob das aufstrebende Winterthur seine Fühler nach ihnen ausstreckte. Die Straße wirbelt keinen Staub mehr auf. Auf Asphalt geht's Wülflingen zu. Und Wülflingen, ist das nicht schon Winterthur?

Gewiß, sozusagen. Denn beim alten Schlößchen steht der Trolleybus und führt alle ins Getriebe der Stadt, Marktfrauen und Arbeiter, Mütter mit Kindern und einen einsamen Wanderer, der sich doch auch freut, bald zur Ruhe zu kommen, obschon ihm die vielen Kilometer, die er hinter sich gelassen hat, keineswegs ernstlich zugesetzt haben.

Im Gegenteil! Denn schon ist er der neuen Wege begierig, die bald an die Reihe kommen sollen!

Und eines sei nicht vergessen: wer Lust verspürt, im Zürcher Unterland sich umzusehen zwischen Glatt und Töß, lasse sich viel Kurzweiliges erzählen von Altpfarrer Thomann. Sein kulturhistorisches Buch „Aus Geschichte und Sage des untern Tößtales" ist ein fesselnder Begleiter, der manches ans Licht gehoben hat, was in Chroniken wie im Staub der Akten längst schlummerte.

Nr. 6151 BRB 3. 10. 39 Tößegg. Mündung in den Rhein Phot. W. Haller, Zürich

Gute Stunde

Erdbeeren glühn im Garten,
Ihr Duft ist süß und voll,
Mir ist, ich müsse warten,
Daß durch den grünen Garten
Bald meine Mutter kommen soll.
Mir ist, ich bin ein Knabe
Und alles war geträumt,
Was ich vertan, versäumt,
Verspielt, verloren habe.

Noch liegt im Gartenfrieden
Die reiche Welt vor mir,
Ist alles mir beschieden,
Gehört alles mir.
Benommen bleib ich stehen,
Und wage keinen Schritt,
Daß nicht die Düfte verwehen
Und meine gute Stunde mit.

Hermann Hesse